

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Artikeln war nur von der Stellungnahme der reformierten Prediger und Predigthörer die Rede.

Es würde eigentlich schon genügen festzustellen, daß „Mundart in der Kirche?“ bei den Katholiken überhaupt keine dringliche Frage ist. Immerhin ist sie seinerzeit in den „Neuen Zürcher Nachrichten“ eingehend besprochen worden. Es war allerdings eher eine akademische Diskussion als das Ringen um die Lösung einer wichtigen Frage. Diese Aussprache war aber gerade deshalb sehr aufschlußreich, weil sie zeigte, daß die überwältigende Mehrheit sowohl der Geistlichen als auch der Gläubigen es nicht nötig findet, etwas an der bisherigen Gepflogenheit zu ändern, die in der Anwendung der schriftdeutschen Sprache für Gemeindegebet und Predigt (einschließlich Abend- und Werktagsansprachen) besteht. Sowohl in den Städten als auch auf dem Lande wird nach wie vor schriftdeutsch gepredigt, und niemand stößt sich daran. Bei denen, die sich überhaupt über das „Problem“ Rechenschaft geben, ist man in allen Punkten ziemlich der gleichen Ansicht, wie wir sie in den „Mitteilungen“ immer wieder vertreten. Es ist also hier nicht nötig, einzeln auf die Gründe einzugehen. Sicher aber ist es neben der höhern Feierlichkeit und Eindringlichkeit des Schriftdeutschen vor allem auch sein Wert als allgemeines Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Mundarten (von den zahlreichen Glaubensgenossen fremder Zungen ganz zu schweigen), den man nicht preisgeben will. Man ist in keiner Weise geneigt, einer zeitbedingten „Animosität“ etwas von der Weltallgemeinheit der Kirche zu opfern.

Ebenso selbstverständlich aber bejaht man es, daß Feldpredigten und etwa auch Kinderunterweisungen (vor allem außerhalb der Kirche) in Mundart gehalten werden (aber nicht etwa: gehalten werden müssen).

Diese Feststellungen dürfen uns sicher freuen. Nicht zuletzt deshalb, weil sie zeigen, daß Katholiken und Protestanten in dieser Frage im wesentlichen gleich denken und daß man daher mit Fug und Recht sagen kann: der Deutschschweizer hat in der Sprach- und Kulturfrage den Kopf doch nicht ganz verloren! Das zu hören, würde sicher unsern Altmeister Otto von Greyerz am meisten freuen, der in „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch“ einmal das Gegenteil feststellen zu müssen glaubte.

Büchertisch.

Prof. Dr. Wilhelm Bruckner, „Von der Verwahrlosung unserer Sprache“. Schriften des Schweizerischen Lehrervereins Nr. 21. Zürich 1943. Preis 1 Fr.

Zweifellos reizt bei uns immer bedrohlicher eine arge Verlotterung im Gebrauch unserer Schriftsprache ein, und zugleich wird der unverfälschte Fortbestand der Mundart stets mehr gefährdet. Beiden Übelständen will das an Umfang bescheidene, an Gehalt reiche Heft von Prof. Bruckner entgegenwirken. Das Büchlein ist die Zusammenfassung von Einzelaufsätzen, die über einen längeren Zeitraum verteilt in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ erschienen sind.

Der Verfasser ruft die Lehrer aller Stufen, vorab die des Deutschen, aber auch die der andern Fächer auf, der um sich greifenden Sprachverderbnis nach Kräften zu wehren. Er bespricht nacheinander die Unarten der Schülersprache, die Ungereimtheiten der häßlichen Akiisprache, den sprachlichen Niedergang, den das Überhandnehmen der substantivischen und passivischen Ausdrucksweise verschuldet hat, die Abstumpfung des Sprachgefühls für den treffenden, anschaulichen Ausdruck, die mannigfachen Schwierigkeiten, die uns die Mundart, in der wir ja allermeist denken, für das Hochdeutsche bereitet, und wirft zum Schluß die Frage auf, was die Schule für die Mundart tun könne.

Nachdem Bruckner jeweils den Gründen für das Auftreten der häufigsten und schlimmsten Sprachsünden nachgegangen ist und ihre Fehlerhaftigkeit ins Licht gerückt hat, zeigt er, wie die Schüler am besten davor gewarnt und in ihnen das Streben nach einem guten Stil geweckt werden kann.

Die sprachverderbenden Einflüsse unserer Zeit sind allerdings zahlreich und stark: die Hast des modernen Lebens, die für sprachliche Sorgfalt keine Zeit mehr übrig hat; der infolgedessen oft so nachlässige Stil der Zeitungen, die für viele Menschen die Hauptlektüre und ein zweifelhaftes Vorbild sind; der Hang zum Nachäffen jeder Modetorheit auch auf dem Gebiet der Sprache — um nur die wichtigsten Gefahren zu nennen. Bruckner äußert darum wiederholt, daß gegen diese feindlichen Kräfte die Schule schwerlich allein aufkommen werde, daß auch das Elternhaus für eine bessere Sprachpflege gewonnen werden müsse. Immer wieder aber weist er auf die Gelegenheiten hin, wo der Lehrer anregend und unaufdringlich mit seiner Belehrung einsetzen und die Schüler anleiten kann, sich ernsthaft um wahre Sprachkultur, diesen hohen Persönlichkeitswert, zu bemühen.

Das Studium des Büchleins ist über den Kreis der Lehrerschaft hinaus auch all denjenigen warm zu empfehlen, denen die Wahrung der Reinheit und Würde unserer Muttersprache Herzenssache ist.

D. Blaser.

Briefkasten

G. L., B. Nochmals „deren und derer“. Sie haben recht: Wenn es in dem Kirchenlied heißt: „Sünden, derer Gott zum Hohn Menschen sich erschrecken, . . .“, widerspricht das unserm heutigen Sprachgefühl; wir würden sagen „deren“. Aber wir haben unser Sprachgefühl gebildet am Sprachgebrauch des letzten und des laufenden Jahrhunderts, in denen sich die scharfe Trennung erst durchgesetzt hat. Sogar anerkannte Schriftsteller wie Willibald Alexis (1798—1871) und Friedrich Spielhagen (1829—1911) schrieben noch „derer“ für „deren“ und umgekehrt Goethe in einem Brief „Aller deren, denen Sie lieb sind“, wo wir also schreiben würden „derer“. Im 17. Jh., aus dem das Lied stammt, hatte sich darüber noch keine Regel gebildet.

E. K., K. „Unser ausgezeichnete und sehr bekannte Skilehrer?“ Nein, das dürfen Sie bei Ihren Schülern nicht dulden, sonst schreibt Ihnen einer eines schönen Tages: „Mein liebe Vater, dein liebe Kind, unser schöne Vaterland“ usw. Nach einem besitzanzeigenden Fürwort, das selber keine Beugungsendung hat, wird das Eigenschaftswort stark gebeugt: ein bekannter Skilehrer, mein guter Vater, dein liebes Kind, unser guter Kamerad usw. Im Werfall der Einzahl hat nur das weibliche Geschlecht dieser Wörter eine Endung: eine, meine, deine, unsere, eure Mutter; in allen übrigen Fällen nimmt das Fürwort eine Beugungsendung an, und das folgende Eigenschaftswort wird schwach gebeugt: eines bekannten Skilehrers, meinem guten Freunde, unsern alten Lehrer, eure schönen Bücher; nur vor sächlichen Wörtern nimmt das Fürwort im Wenfall keine Endung an: Die Mutter liebt ihren Sohn, aber: ihr Kind. Die Regel ist ja für Schülerköpfchen etwas verwickelt, aber daß für „unser“ dieselbe Regel gilt wie für „mein“, bringt man ihm vielleicht doch bei. „Mein bekannte Skilehrer“ würde Ihr Schüler doch kaum sagen. Der Fehler kommt wohl daher, daß in „unser“ und „euer“ die Lautgruppe „-er“ als eine Endung empfunden wird, und das ist sie ja ursprünglich auch gewesen, nämlich zu den persönlichen Fürwörtern „uns, euch“; aber als besitzanzeigende Fürwörter heißen sie jetzt einmal „unser, euer“, haben also im Werfall keine Endung und verlangen nach sich das Eigenschaftswort in der starken Form. Dasselbe gilt für: ein, kein, welch, solch. Im übrigen: üben, üben, üben, immer laut üben!

„Trogdem“ und „ob schon“. „Trogdem“ ist ursprünglich nur einräumendes Umstandswort gewesen, und das ist es jetzt noch, so etwa in dem Sage: „Es stürmt; trogdem (d. h. trog dem Umstande, daß es stürmt) gehe ich aus.“ Und heute noch gibt es Sprachlehrer, die diese Verwendung als einzig richtig anerkennen und die Verwendung als Bindewort nicht gelten lassen, z. B. in dem Sage: „Trogdem es stürmt, gehe ich aus“; es müsse in diesem Falle heißen: „Ob schon“ oder „obwohl“ oder „wenn . . . auch“. Aber im Laufe der Zeit ist diese neuere Verwendung neben der andern durchgedrungen und heute auch bei guten Schriftstellern zu finden; man darf sie also nicht mehr als falsch bezeichnen. Sie entspricht offenbar dem Zuge der Zeit; denn mit einigen ähnlichen Wörtern ist ebenso gegangen, so mit „seitdem“. Umstandswort ist es in dem Sage: „Sein Freund ist gestorben; seitdem mag Otto nicht mehr singen“, Bindewort in dem Sage: „Seitdem

(d. h. seit dem Zeitpunkt, da . . .) sein Freund gestorben ist, mag Otto nicht mehr jagen." Ebenso mit „nun“: Wir können sagen: „Wir sind am Ziel; nun wollen wir essen“, aber auch: „Nun wir am Ziel sind, wollen wir essen.“ „Nachdem“ und „indem“ waren ursprünglich auch Umstandswörter; bei ihnen ist aber die Entwicklung schon so weit vorgebrungen, daß sie heute fast ausschließlich als Bindewörter verwendet werden. Lessing konnte noch sagen: „Sie gedenken der Johanna; indem tritt sie herein“; wir würden sagen: „Indem (= während) sie Johanna gedenken, tritt sie herein.“ Sein Zeitgenosse Winkelmann schrieb noch: „Die Künfte haben mit dem Notwendigen angefangen, nachdem suchte man die Schönheit“; wir würden das Umstandswort „nachdem“ ersetzen durch „nachher, darnach“ oder „dann“ oder es dann eben zum Bindewort machen und damit einen Nebensatz einleiten: „Nachdem die Künfte mit dem Notwendigen angefangen, suchte man das Schöne.“ „Alles fliehet“, auch die Sprachgesetze, und es hat heute keinen Sinn mehr, „trotzdem“ als Bindewort zu bekämpfen.

W. B., B. Wird eine Zeitschrift „gegründet“ oder „begründet“? „Gegründet“ ist das Mittelwort zum einfachen Zeitwort „gründen“, „begründet“ zu dessen Ableitung „begründen“. Eine Ansicht, eine Behauptung kann man in der Tat nur „begründen“, nicht „gründen“, oder man müßte dann schon sagen, daß man sie „auf etwas gründe“. Wenn es nun am Kopf einer wissenschaftlichen Zeitschrift, wie Sie scheint's schon oft bemerkt haben, heißt: „Begründet von . . .“, so empfinden Sie das als falsch, denn man könne eine Zeitschrift nur „gründen“ und nicht „begründen“. So hat man offenbar auch im „(Allgemeinen) Deutschen Sprachverein“ gedacht, dessen Zeitschrift (seit 1925 „Muttersprache“ genannt) bis 1934 den Untertitel führte: „Begründet von Hermann Riegel“, von 1935 bis 37: „Gegründet von H. R.“ (seit 1938 fehlt der Vermerk). Die Frage ist: Kann man eine Zeitschrift gründen oder muß man sie begründen? Die Vorsilbe *be-* ist entstanden aus dem alt- und mittelhochdeutschen (bei uns noch mundartlichen) *bi-* (nhd. *bei*) und dieses aus einem ursprünglichen Umstandswort, das räumliche Nähe ausdrückte. Sie wird oft vor zielende Zeitwörter gesetzt, ohne daß ein wesentlicher Unterschied der Bedeutung oder Verwendung zu erkennen wäre. Die Wörter: decken, schützen, schirmen u. a. kann man ziemlich willkürlich ohne oder mit dieser Vorsilbe verwenden: ob wir das Vaterland schützen oder beschützen, macht keinen Unterschied; höchstens daß die einfache Form eher feierlicher wirkt als die andere. In andern Fällen hat sich aber mit der Zeit ein größerer oder kleinerer Unterschied entwickelt: der Kunstmaler malt Menschen oder Bilder, der Flachmaler bemalt Häuser. Eine Frau, die sich vom Künstler malen lassen will, läßt sich vorher vielleicht von der Coiffeuse noch bemalen. Man schädigt einen Mitmenschen, wenn man sein Kleid beschädigt, aber nicht umgekehrt. Ist nun bei „gründen“ ein solcher Unterschied festzustellen? Nach Pauls Wörterbuch kann man ein Reich, einen Verein, eine Gesellschaft gründen und begründen — ob auch eine Zeitschrift? Da „begründen“ meistens bedeutet: als berechtigt oder richtig erweisen, könnte man zur Auffassung kommen, begründen sei mehr eine geistige, gründen (z. B. ein Haus, eine Stadt) eine praktische Tätigkeit, aber der Stilwunden, der in der Tat ein Reich, einen Verein, ein Geschäft gründen läßt, läßt einen Hausstand begründen — warum? Als falsch wird man bei einer Zeitschrift weder das eine noch das andere bezeichnen dürfen; da aber „begründen“ häufig in der Bedeutung „als richtig erweisen“ vorkommt, ist, wie in Zweifelsfällen immer, die einfache Form wohl vorzuziehen.

So so, ein Basler Lehrer behauptet, man schreibe „hoffentlich“; denn das Wort komme von „hoffend“. Hoffentlich ist er der einzige, der das behauptet. Diese Wörter auf „-entlich“ sind gar nicht vom Mittelwort der Gegenwart abgeleitet, sondern von der Grundform, und das *-t* ist nur als Übergangslaut zur Erleichterung der Aussprache eingeschaltet worden. Man schrieb früher „hoffentlich, wesentlich, flehentlich“, heute „hoffentlich, wesentlich, flehentlich“, daneben auch „wissentlich“ und „freventlich“ (von „frevon“, einer ältern Nebenform zu „freveln“). Schreibt dieser Lehrer auch „wesentlich, wissentlich“? Dieses *-t* schiebt sich gern zwischen *-n* und *-l* ein; darum schreiben wir „eigentlich (früher: eigentlich), öffentlich, ordentlich, (an)gelegentlich, wöchentlich, namentlich“.

Seit wann man schreibe „so daß“ und nicht mehr in einem Wort „sodas“? Duden hat bereits in der 4. Ausgabe (1893) die getrennte Schreibweise; in der 3. (1887) vermerkt er sie nicht ausdrücklich, während er doch einerseits „so ein“ und andererseits „sodann“ erwähnt. Ursprünglich schrieb man die zwei Wörtern getrennt; sie kommen ja beide selbständig vor. Man sagte: „Es regnete so (mit betontem „so“!), daß ich naß wurde.“ So können wir ja auch heute noch sagen und schreiben. Erst später kam man darauf, das „so“ in den Nebensatz hinüberzunehmen, also über den Veistrich („Komma“) hinüberzuschieben. Dabei hat es aber die Betonung verloren: „Es regnete, so daß ich naß wurde“, und auch die Bedeutung hat sich etwas verändert. Ursprünglich bezeichnete „so“ den *G r a d*, der das Nachwerden zur Folge hatte. Wenn wir das „so“ aber an den Anfang des Nebensatzes stellen, dann drückt dieser Nebensatz die allgemeine, nicht

von einem bestimmten Grad abhängige Folge aus. Da dabei das „so“ nicht mehr betont wurde, war es sehr begreiflich, daß man es früher gern mit dem „daß“ zusammenschrieb, und die Rechtschreibung neigt ja überhaupt dazu, Wörter, die in häufiger Verbindung vorkommen, zusammenzuschreiben (zuhanden, fogenannt, imstande usw.). Aber vor der „Orthographischen Konferenz“ von 1876 gab es keine einheitliche Regelung, und diese Konferenz hat vermutlich anders beschlossen. Warum?

Allerlei

Die Faust und die Stirn. Vor Jahren kam die Formel „Arbeiter der Faust und der Stirn“ zu uns und wurde freundlich nachgeschrieben. Unter Stirn war Gehirn gemeint. Das ist aber nicht immer ganz dasselbe.

Und jetzt lesen wir vom „Kampf der Maschinen und Fäuste“ — womit nicht ein Faustkampf, sondern zweckdienliche Handarbeit gemeint ist. Mit der Faust kann man aber nicht arbeiten. Höchstens fausten, und darunter versteht unsere Sprache nicht umsonst: pfeuschen. Man kann auch in die Sprache hereinfauen. Ernst Schürch.

Dahingehend. Was in diesen Zeiten nicht alles dahingehet! Sogar Standpunkte.

Wir waren schon so weit, daß einer nicht mehr etwas meinte; sondern er hatte einen „Standpunkt, daß . . .“ Und jetzt haben wir richtig auch schon den „Standpunkt dahingehend, daß . . .“ Das verspricht; damit kann man vielleicht sogar den berühmten springenden Punkt einfangen und endlich sagen, wohin er denn eigentlich springt. Es wäre „der springende Punkt, dahin springend, daß . . .“

Aber reizender noch als alle Punkte, selbst springende Standpunkte, ist doch das, was kürzlich ein Redner Dahingehendes daherbrachte. Er wollte seinen Hörern gewisse Befürchtungen nehmen. Zu diesem Behufe rief er in den Saal: „Das Gespenst, dahingehend, daß . . .“ ist nicht ernst zu nehmen.“ Ernst Schürch.

Hat er keine Ohren? „Mit einer herrlich freiatmenden, darstellerischer Tradition und starrer Schablone weit entrückten, durch geringfügigste agogische Modifikationen von seltener Kostbarkeit Wunder wirkenden Wiedergabe von Beethovens F-dur-Sinfonie Nr. 8 bot Robert F. Denzler im siebenten Abonnementskonzert der Tonhalle fast noch Nachklingenderes, als mit dem das virtuos Handwerkliche seiner Orchesterführung eindrucksvoll bestätigenden, in metrischer Beziehung aber nicht überall glücklich disponierenden, bei lyrischen Episoden im Zeitmaß oft ungewöhnlich zurückhaltenden und auch dem Humor des Stückes nicht immer genügend Rechnung tragenden Vortrag von Richard Strauß' „Don Quichote“.“

Wer schreibt solchen Wust, der allem Klang Hohn spricht, solchen Wirrwarr ohne Aufbau und Klarheit, eine so musikalose, musikfeindliche Sprache? Antwort: ein Musikberichterstatte H. Sp. in der „Schweizerischen Musikzeitung“ (Jahrgang 1943, Seite 95). S.

Wahre Geschichte (?) Patient: „Ich möchte Sie gerne insultieren, Herr Doktor; ich leide an Konfektionen nach dem Kopfe.“ Junger Arzt: „Darauf machen Sie sich keine Skrofeln, gehen Sie zur Hypothek und kaufen Sie Rhinözerosöl.“

Geschäftliche Mitteilung: Die Rundschau 1942 erscheint auf Ende Mai. Sie bringt außer den üblichen Berichten eine wertvolle Beilage von Ernst Schürch, dem ehemaligen Chefredakteur am „Bund“, über „Sprachpolitische Erinnerungen“. Mitglieder der angeschlossenen Vereine können sie zu 2 Fr., weitere Leser zu Fr. 2.50 bei der Geschäftsstelle in Rüsnacht (Zürich) beziehen. Wir bitten, bei der Einzahlung auf unsere Postcheckrechnung VIII 390 zu vermerken, wofür die Zahlung geleistet wird.